

Als Heinrich Böll Mitte der 50er Jahre sein «Irisches Tagebuch» schrieb, verebbte gerade die letzte grosse Auswanderungswelle Irlands. Die fragile Ökonomie des Landes schien sich zu stabilisieren, die Bevölkerung schöpfte neue Hoffnung, kurzfristig erlebte Irland gar eine Rückwanderung. Doch seit zwei, drei Jahren gehen sie wieder, die Kinder «der Insel der Heiligen». Und sie gehen in immer grösserer Zahl.

Peter Wuhrer

# JUNGE IREN EXPORTIEREN SICH SELBER

Die schmale holprige Strasse windet sich den Seen entlang, durchquert braun-schwarze Torfebene, in denen gebückte alte Männer mit ihren Spaten wühlen, überquert den Doo-Lough-Pass, schlängelt sich zur Bucht von Killary Harbour hinab, zieht am Ende des Fjords über eine schmale Brücke und stösst zwischen den dunkelgrünen Hügeln jäh auf eine Kreuzung, die den Namen eines Dorfes trägt: Leenane. Zwölf Häuser, eine Kolonialwarenhandlung, ein Zeitungskiosk, eine Zapfsäule und zwei Pubs haben sich irgendwann einmal an eben dieser Stelle versammelt – und da stehen sie heute noch. Hinter der langegezogenen Bucht, in der Plastiktüten, Benzinanker, verfaulte Planken und tote Fische schwimmen, liegt das grosse Wasser und dahinter Amerika, wo inzwischen weit mehr Menschen aus diesem Landstrich leben, als in der Region von Connemara anzutreffen sind.

An der langen Theke von «Gaynors» steht Pádraic Greally mit zwei seiner Kollegen; hinter dem Tresen langweilt sich der Barkeeper. Pádraic sieht in seiner Arbeitskluft und den Gummistiefeln aus wie einer der einheimischen Bauern. «Im Umkreis von einer Meile gibt es hier vielleicht sechzig Häuser», erzählt er, «sonst nur Felsen, kargen Grund und Wasser.» Mit seinen fünfzig Jahren lebt er vom Arbeitslosengeld – nebenbei sticht er etwas Torf, züchtet

Vieh, fängt Fische und hält sich ein paar Schafe. «Mehr», sagt er, «mehr kannst du hier nicht tun.» Und auch das wenige sei inzwischen bedroht: Die Hügel um uns herum hätten deutsche Firmen aufgekauft, der letzte Winter sei nach dem verregneten Sommer besonders hart gewesen, jedes zweite Schaf hätte man notschlachten müssen, weil sich die Bauern von Connemara kein Heu leisten könnten, und nach dem langen schlechten Sommer 1986 blickten viele Kleinbauern der Gegend in eine trostlose Zukunft. Im Osten Irlands gäbe es ja etwas Industrie, im Süden und Südwesten auch, aber hier im Westen des Landes: «Nichts», sagt er, und stiefelt zur Tür hinaus. Dafür regnet es in Irlands wildem Westen häufiger als anderswo – die Atlantiktiefs verbeissen sich in die Berge.

John Kane, der jugendliche Barkeeper von «Gaynors», hat unserem Gespräch schweigend zugehört. «Ja», sagt er, er habe Glück gehabt, ihm sei der Job zwischen den Whiskey-Flaschen in der Schankwand und den Bierzapfhähnen angeboten worden. «Was willst du hier auch schon machen», fragt er. Mit seinen 20 Jahren ist er der Älteste von vier Geschwistern. Manchmal, an Freitag- oder Samstagabenden, zieht es ihn in die Discos von Clifden, Westport oder Castlebar, alle rund eine Autostunde entfernt. Doch dort trifft er nur selten die Leute, die er treffen

will: «Die meisten sind fort, weggezogen von hier.»

In Connemara gibt es für die Jungen keine Zukunft, da ein bisschen Landwirtschaft, dort eine kurze Beschäftigung im Fischereigewerbe – und alle dreissig Jahre wird eine Stelle im nächsten Postamt frei. «Eigentlich ist das Arbeitsamt von Galway für die Stellenvermittlung zuständig», sagt der Einsame, der sich glücklich preist, einen der wenigen Jobs in der Region ergattert zu haben, «aber dort sind die Wartelisten einfach zu lang.» Draussen ist die Sonne schon längst hinter den aufziehenden Wolken untergegangen, die dunklen Berge sind zu schwarzen Schatten geworden, und im Pub versammeln sich so langsam ein paar Bauern aus der Umgebung und eine Gruppe deutscher Aussteiger, die nicht müde werden, sich gegenseitig zu versichern, wie wunderschön es hier doch sei. Leenane besteht jetzt nur noch aus ein paar Strassenlaternen und zwei illuminierten Kneipenschildern. «Smithwick» steht auf dem einen, «Heineken» auf dem anderen.

**Seamus Odwyer, der zuständige Mann im Arbeitsamt von Galway, sieht mich ratlos an.** Genau könne er mir nicht sagen, wie hoch die Arbeitslosigkeit in der Grafschaft sei, aber sie läge sicher über dem Durchschnitt. Und die Jugendarbeitslosigkeit sei sicherlich höher. Aber ob sie 20, 30 oder 40

Prozent betrage, das wisse er nicht. Da müsse ich mich in Dublin durchfragen. Es gehen so viele Menschen weg, da ist es schwierig, den Überblick zu behalten. «Bis Mitte der 70er Jahre erlebten wir einen Zuwachs an Arbeitskräften», sagt er, «damals kamen Leute aus dem unruhigen Norden oder aus der Emigration zurück und fanden Arbeit. Der Trend hat sich jetzt umgekehrt.» In der Region, die von Land- und Bauwirtschaft lebt und seit langem auf die Segnungen der elektronisch-technologischen Revolution wartet, gibt es für Zugereiste keine Verdienstmöglichkeit; Irlands Westen, der ärmste Teil eines armen Landes, kann die eigene Bevölkerung nicht halten. «Die Auswanderung hat hier ihr akzeptables Gesicht nicht verloren», sagt Seamus Odwyer.

Über die Ursache der langen Tradition gibt die ehemalige Zeitung der Region, der «Galway Vindicator», Aufschluss. Unter der Rubrik «Kurz vermeldet» steht in der Ausgabe vom 9. Januar 1847, dass die Sterberate im Arbeitsamt von Tralee inzwischen so hoch sei, dass niemand mehr zugelassen werde, und dass das Arbeitsamt von Limerick mit 2513 Armen aus allen Nähten platze. «Weiterhin die Todesursachen zu untersuchen», schreibt das Blatt, «wäre reiner Unsinn. Man kann die Toten nicht mehr zählen.» ➤

PETER WUHRER ist freier Journalist, er lebt bei Konstanz.



**ES IST EIN  
LANGER WEG  
VON CLARE\*  
BIS HIERHER**

Freitagabends bin ich im Pub, und ich trinke wie immer. Aber egal, wieviel Drinks ich zu mir nehm\*, ich denke immer noch an zu Hause. Es ist ein langer, langer Weg von Clare bis hierher.

Es ist ein langer, langer Weg. Er wird von Tag zu Tag länger.

Es ist ein langer, langer Weg von Clare bis hierher.

\*«Clare» heisst eine Grafschaft im Westen Irlands.

In Irland waren, wie überall in Europa, ab 1845 die Kartoffelernten ausgefallen; nach der zweiten Missernte kamen zum Hunger der Landbevölkerung, die sich zu zwei Dritteln von der Knollenfrucht ernährte, die Epidemien: Typhus, Pocken, Ruhr. Während die schlechte Ernährungslage auf dem Kontinent in Frankreich, Deutschland, Österreich und anderswo die Revolutionen und Befreiungskämpfe des Jahres 1848 auslöste, exportierten die Engländer, Herrscher über die Irische Insel, Lebensmittel nach Grossbritannien, um Revolten im eigenen Land vorzubeugen. Die Matrosen und Kapitäne der europäischen Hilfsschiffe waren höchst erstaunt, dass «für jedes Nahrungsmittelschiff, das Irland anließ, fünf Getreideschiffe die Insel in Richtung England verliessen.»

Von den englischen Landlords im Stich gelassen, blieb vielen nur die Wahl zwischen Tod und dem Weg über die Irische See. 1841 zählte Irland rund 8,15 Millionen Einwohner, zehn Jahre später waren es gerade noch 6,5 Millionen. Den normalen Bevölkerungszuwachs einberechnet, verlor das Land in diesen Jahren rund 2,5 Millionen Menschen. Rund eine Million verhungerte oder starb an den Folgen der Unterernährung, der Rest wanderte aus. Auswanderung ist allerdings ein euphemistischer Begriff für die chaotische und wilde Flucht in der damaligen Zeit: In kleinen Barken, Küstenfrachtern und Fischerbooten versuchten Hunderttausende, Liverpool zu erreichen, um von dort, wenn sie je ankamen und den Preis für eine Atlantiküberfahrt aufbringen konnten, die Reise nach Amerika anzutreten. Seekrank, voller Heimweh und wie Vieh zusammengepfercht, verreckten sie unterwegs wie die Fliegen oder starben in den Quarantäne-Lazaretten der Neuen Welt. Wer überlebte, musste sich in der Fremde durchschlagen. Wie zuvor in England, wurden die rauhen, arbeitsamen Iren in Amerika im Kanal- und Eisenbahnbau eingesetzt. Mit dem Pickel in der einen, dem Gewehr in der anderen Hand erschlossen die Iren den amerikanischen Kontinent, und noch heute erzählen die älteren Eisenbahner in den Staaten, dass unter jeder Schwelle ein Ire begraben liege. ➡➡➡

Die katastrophalen Erlebnisse auf dem Weg ins gelobte Land und die verheerenden Zustände dort hielten die Zurückgebliebenen von ähnlichen Abenteuern nicht fern – in einem Land, wo Mythen und Legenden blühen wie sonst kaum irgendwo in Europa, hinterliessen selbst realistische Berichte über das Elend der Emigrierten keinen grossen Eindruck. Irgendwo muss das Gold auf der Strasse liegen. Zumal die Weggereisten den Daheimgebliebenen über ihr schönes und gutes Leben in den fernen Ländern berichteten: In ihren Briefen bekämpften sie ihr Heimweh, trösteten sich über ihr Los in der Fremde hinweg, logen sich in die Tasche und rechtfertigten mit ihrer Schönfärberei die Emigration. Diese wenigen Briefe jedoch, die gingen in den Dörfern von Haus zu Haus. Zwischen 1851 und 1854 verliessen nochmals 822 000 Iren ihr Land, und um die Jahrhundertwende zählte die einst dichtbesiedelte Insel gerade noch vier Millionen Einwohner.

Seamus Odwyer kennt wie alle Iren diese Geschichte. «Seit Mitte des letzten Jahrhunderts findet niemand etwas dabei, wenn Kinder, Jugendliche oder ganze Familien abwandern», sagt er, «die Alternative Emigration steckt in allen Köpfen.» Selbst einem flüchtig Reisenden entgehen nicht die leeren Gehöfte und verlassenen Dör-

fer in Connemara. Und die Zukunft der Region? «Die Regierung investiert sehr viel, entwickelt Beschäftigungsprogramme, bildet die Jugend aus wie kaum ein anderes Land in Westeuropa und unterstützt die Arbeitgeber.»

**Wie die irische Wirtschaftspolitik aussieht, kann man rund neunzig Kilometer südlich von Galway betrachten.** Dort wurde am Rande des inzwischen überflüssigen Flughafens Shannon, der bis in die 70er Jahre hinein allen transatlantischen Fluglinien als Auftankstation diente, eine neue Stadt aus dem Boden gestampft. Eine Stadt, die aussieht wie alle Neusiedlungen, deren Planern kein Einhalt geboten wurde: Einförmige Häuser, rechtwinklige Strassenkreuzungen, quaderförmige Blocks und phantasielose Strassennamen. Die Stadt ist nur Anhängsel der «Freien Unternehmenszone Shannon», die seit ihrer Gründung 1961 als «Modell für ganz Irland» gilt. Ein Modell allerdings, das nur vordergründig der Erfolgsstory gerecht wird, die über das Shannon-Experiment kursiert. Jack Culbert, Funktionär der irischen Transportarbeitergewerkschaft, ist in seinem Büro am Haupteingang «A» der «Free Zone» jedenfalls nicht mehr so überzeugt wie früher. Die Wirtschaftskrise Irlands, sagt er, habe mit fünfjähriger Verzögerung jetzt

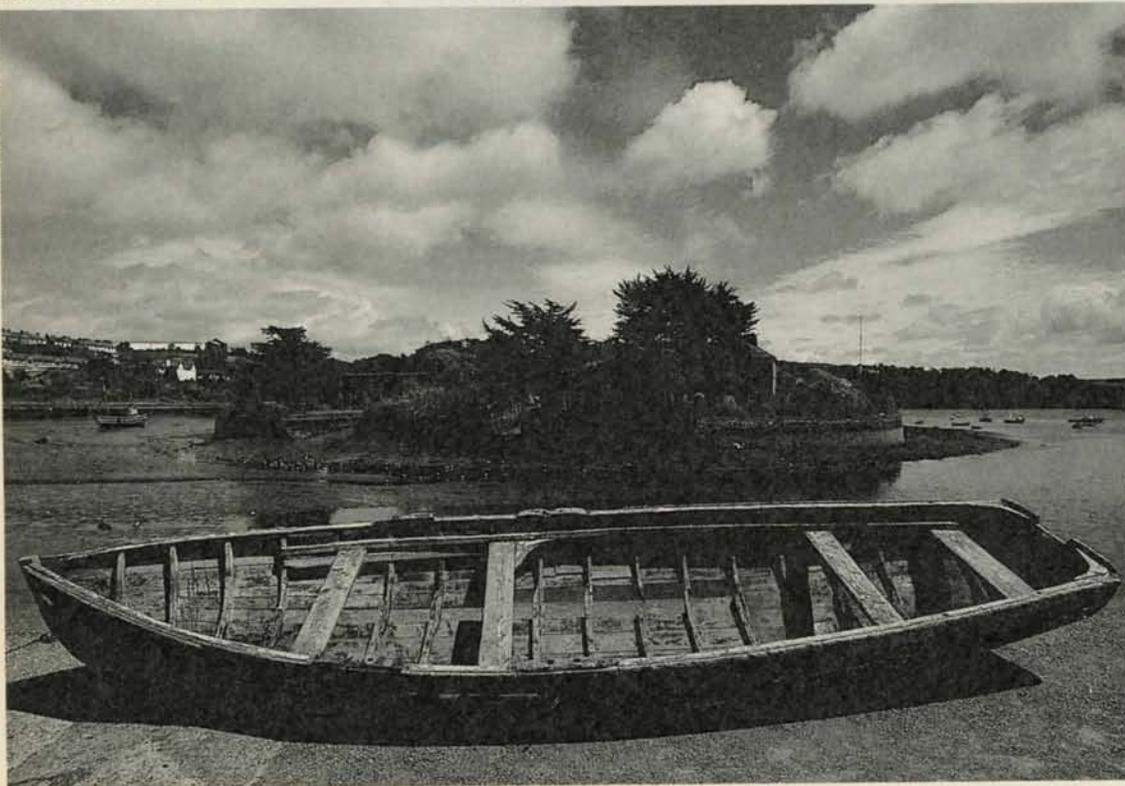
auch Shannon erreicht; in den nächsten Jahren müssten die Arbeiterorganisationen sehr um die Erhaltung von Arbeitsplätzen kämpfen.

In der Freihandelszone sind derzeit 94 ausländische Unternehmen tätig; Firmen, die einen Teil ihrer Produktion oder Dienstleistung nach Shannon verlagert haben, um die Vergünstigungen zu kassieren, die die irische Regierung ausländischen Betrieben gewährt: Dublin finanziert bis zu 60 Prozent die Investitionskosten neuer Firmen, gewährt Forschungsbeihilfen bis zu 50 Prozent, übernimmt 100prozentig die Ausbildungskosten des Personals und erhebt keine Kapital- und Gewinnsteuern für Produkte, die zollfrei ein- und wieder ausgeführt werden. In Shannon, erzählt Jack Culbert, gibt es Betriebe mit einer langen Tradition, wie die südafrikanische Diamantenfirma DeBeers, die ihre natürlichen und synthetischen (Industrie-)Diamanten seit 1961 in Shannon schleifen lässt – aber auch Unternehmen, die nur der staatlichen Zuschüsse wegen nach Shannon kommen und nach zwei, drei Jahren wieder einpacken.

Shannon ist die erste Freihandelszone dieser Art, inzwischen wuchern überall auf der Insel ähnliche Projekte; die irische Regierung, bis in die 70er Jahre hinein praktisch schuldenfrei, hat ihr

Auslandskonto bis 1985 auf fast 9 Milliarden Pfund überzogen. Nach den ersten Versuchen, die Nationalökonomie von der mächtigen britischen Wirtschaft abzunabeln, nach dem Protektionismus während der 30er und 40er Jahre, nach der Niederlage im Wirtschaftskrieg gegen Grossbritannien (Irland lieferte 57 Prozent seiner Exporte auf die benachbarte Insel, Grossbritannien dagegen nur 6 Prozent seiner Ausfuhr nach Irland), öffnete der Freistaat seine Grenzen für das internationale Kapital. Heute haben ausländische Unternehmungen das Sagen auf der Insel. 47 Prozent der 1000 grössten Betriebe gehören multinationalen Konzernen, die ihre Gewinne (zwischen 1980 und 1985: über vier Milliarden Irische Pfund) zurücktransferieren. US-Multis machen, wie Statistiken belegen, nirgendwo auf der Welt so hohe Profite wie in Irland – ihre Profitrate liegt bei rund 30 Prozent jährlich. Aber auch britische und westdeutsche Firmen profitieren von den massiven Zuschüssen der irischen Regierung: Von den fast tausend ausländischen Zweigwerken auf irischem Boden haben rund 180 eine britische, rund 130 eine deutsche Muttergesellschaft. Zwischen 1979 und 1984 flossen rund 64 Prozent aller Kapitalzuschüsse der irischen Regierung in ausländische Taschen. Irland, 800 Jahre lang Kolonie des britischen Empire, ist heute noch vom Ausland abhängig, nachdem die eigene Textil-, Bekleidungs-, Schuh- und Lederindustrie der internationalen Konkurrenz nicht gewachsen war.

Jack Culbert, Arbeiterfunktionär in einer Region, in der es vor einigen Jahrzehnten nur Landwirtschaft gab, kämpft vergebens gegen die Entlassungen und Betriebsstillegungen in Shannon: «1970 gab es hier 4753 Arbeitsplätze», rechnet er mir vor. «Ende 1985 waren es noch 4375. Letztes Jahr wurden zwar über 300 neue Jobs geschaffen, aber es sind nicht Jobs der gleichen Qualität – die gut bezahlten Facharbeiter verschwinden, minder entlohnte und Teilzeitposten nehmen zu.» Ein Drittel aller Firmen sei trotz der günstigen Bedingungen gescheitert; seit ein paar Jahren akzeptiere die «Free Zone»-Verwaltung auch fragwürdige Kleinunternehmen, die kaum jemanden einstellten. «Das Entwicklungsmodell für Irland» ist für



## DIE BERGE VON MOURNE\*

Für viele hat London einen wundervollen Anblick mit den Leuten, die alle Tag und Nacht arbeiten. Sie säen weder Kartoffeln noch Gerste noch Weizen, aber es gibt Gruppen, die auf der Strasse nach Gold graben.

\*«The Mountains of Mourne» ist die Bezeichnung für ein Gebiet im Süden des nordirischen Ulster.

Jack Culbert längst zu einem Modell «für die dritte Welt» geworden – nächsten Monat fliegt er nach Manila, um an einer Konferenz der Entwicklungsstaaten teilzunehmen; er soll dort über seine Erfahrungen berichten.

Das Konzept ist fehlgeschlagen; die Hoffnung, dass die Investitionen multinationaler Konzerne eine industrielle Revolution erzeugen, hat sich nicht erfüllt – mit 235 000 liegt die Zahl der Arbeitslosen über der Beschäftigtenzahl im verarbeitenden Gewerbe. Während die Zahl der Industriearbeiter weiter zurückgeht, die Regierungszuschüsse dagegen steigen, loben Regierungsbeamte die wachsende Mobilität der jungen Iren. Eine Mobilität, die den Westen Irlands zuerst traf: Connemara ist menschenleer wie zu Bölls Zeit. Die Arbeitslosigkeit (offizielle Ziffer: 20 Prozent) treibt die jungen Iren fort, 1984 waren es schätzungsweise 20 000, ein Jahr später 30 000, und dieses Jahr werden ungefähr 50 000 das Land verlassen. Man könnte fast meinen, die irischen Ökonomen hängen der Wirtschaftslehre des Prokrustes an, der als Räuber in der griechischen Mythologie seine Opfer in zu kleine Betten legte und alle überstehenden Teile abhackte. Irland hackt die überstehenden Bevölkerungsteile ab, die nicht ins Wirtschaftsbett passen wollen, indem es seine Jugend exportiert.

**Dublin, das grosse irische Dorf beidseits des Liffey, ist eine schnellwachsende Stadt mit schnellwachsenden Problemen.** Hierher flüchten Männer, Frauen und vor allem Jugendliche, denen es in den Weilern oder Kleinstädten zu eng geworden ist, die auf dem Land keine Arbeit gefunden haben und hier auch keine finden werden. Aus dem ehrwürdigen und besinnlichen Bischofssitz, in dessen Umkreis fast ein Drittel der irischen Bevölkerung wohnt, ist in den letzten Jahren eine der Großenmetropolen Europas geworden, in der die Kriminalität zunimmt, Kinderprostitution alltäglich geworden ist und Bettler an allen Strassenecken stehen.

«Uns wird immer wieder vorgeworfen, wir würden die Emigration fördern, aber das stimmt nicht. Wir sagen nur: Wenn ihr schon geht, dann bereitet euch vor», erzählt Kate Shanahan und

reicht mir ein Faltblatt. «Emigrating? to Britain» heisst die Überschrift, und vor den nützlichen Hinweisen, den Adressen und einer Checkliste steht die Frage: «Ist die Idee wirklich so grossartig?» Kate Shanahan sitzt in einem spärlich möblierten Büro über der Wicklow Street mitten im Zentrum Dublins; mit ihren zwei Kolleginnen hat sie vor fast einem Jahr die «Youth Emigration Action Group» gegründet, die Auswanderungswillige mit Informationen und Tips versorgt: Welche Unterkunftprobleme könnten auftauchen? Wie sieht das Sozialversicherungssystem im Zielland aus? Wo erhält man kostenlose Rechtsberatung? Wer hilft einem weiter? Wie ist die Krankenversorgung? «Alles Fragen, die sich die Leute in ihrer Verzweiflung nicht stellen», sagt sie.

«Wir haben uns zusammengesetzt, als wir merkten, dass viele keine andere Wahl haben.» Die drei Frauen wissen, wovon sie reden. Clare war ein Jahr lang in England, Miriam in den USA, und Kate hat sich zwei Jahre durch Frankreich, Holland, Griechenland und die Bundesrepublik gejobbt.

Wer denn emigriere, will ich wissen. «Junge Leute, Durchschnittsalter 20, 21; Frauen und Männer, vielleicht mehr Frauen», lautet die Antwort. Im Unterschied zu den fünfziger Jahren, als vor allem zweit-, dritt- oder noch später geborene Bauernsöhne das Land verliessen, handle es sich bei den Emigranten der achtziger Jahre vor allem um städtische Jugendliche, viele davon mit abgeschlossener Universitätsausbildung. «Hier fragen Leute mit einer Ausbildung nach Informationen, denen vor ein paar Jahren noch alle eine glänzende Berufskarriere vorausgesagt hätten», meint Kate Shanahan, «Ärzte, Rechtsanwälte, Ingenieure.»

Im wesentlichen könne man drei Gruppen unterscheiden, erklären die Frauen. Da gibt es die obdachlosen Jugendlichen, die in den Ghettos von Dublin vegetieren und nun, nachdem die Regierung dem privaten Sozialhilfeverein «HOPE» die Zuschüsse gestrichen hat, nach London abgehauen sind. In England erhält man Sozialhilfe bereits ab dem 16. Lebensjahr, in Irland erst ab 18. Dann gibt es die grosse Gruppe der Universitätsab-

solventen, die sich im Ausland als Bauarbeiter, Kellner oder Küchenhilfen durchschlagen. Und schliesslich die Leute, die in Irland eine Arbeitsstelle gefunden haben, aber mit dem Klima der Verzweiflung und der Zukunftslosigkeit nicht fertig werden. «In den vierziger und fünfziger Jahren haben alle auf einen grundlegenden Wandel gehofft. Die Ernüchterung setzt jetzt ein. Die professionelle Mittelklasse lebt hier weit unter dem Standard, den sie im übrigen Westeuropa geniessen würde.» Dazu kommt die von vielen als repressiv empfundene Sozialgesetzgebung in einem Land, das wie kein anderes von der Soziallehre der katholischen Hierarchie geprägt ist: «Vor zwei Jahren wurde das absolute Abtreibungsverbot in die Verfassung aufgenommen», sagt Kate, «und im Juni 1986 hat die Mehrheit der Bevölkerung eine Lockerung des Scheidungsverbots deutlich abgelehnt. Wenn das nicht Auswanderungsgründe genug sind . . .»

#### **Frau Shanahan lebt im Dubliner Stadtteil Rathmines.**

«Dort», sagt sie, «fehlt eine ganze Generation. Selbst in den Kneipen triffst du keinen zwischen 19 und 30. Aber ich kann es gut verstehen. Wenn sich die Jungen einander vorstellen, fragen sie nicht: «Wo arbeitest du?», sondern: «Durch welches Beschäftigungsprogramm verdienst du dir dein Geld?» 75 000 Iren unter 25 Jahren sind arbeitslos, 50 000 sind in einem der vielen *Job Creation Schemes* der Regierung untergekommen. Die Regierung kümmert sich um die Jugend, aber entwickelt keine Alternativen. Noch immer wird der grösste Teil der Schafe, Rinder und Kälber lebend ins Ausland verfrachtet, weil es keine eigene Fleischindustrie gibt; noch immer fischen alle europäischen Hochseeflotten in den reichen Gewässern vor Irlands Küste, nur nicht die Iren, denen es an einer konkurrenzfähigen Flotte mangelt. Weil Regierung und Opposition keinen Rat wissen, verordnen die Politiker Sprachlosigkeit. Die Zuschüsse, mit deren Hilfe die «Youth Emigration Action Group» ihre Beratungstätigkeit aufnehmen konnte, sind auf ein Jahr begrenzt und werden nicht verlängert. «Die wollen mit uns nicht in Verbindung gebracht werden», sagen die Frauen in der

Wicklow Street. Emigration ist ein Reizwort; das Eingeständnis, dass die Jugend wieder auswandere, käme einer wirtschaftspolitischen Niederlage gleich. Also äussern sie sich lieber nicht und kappen die Verbindung zu einem Projekt, das zwölf Monate lang aus den Mitteln des Arbeitsministeriums finanziert wurde.

Dabei haben vor allem die Reisen in die USA kräftig zugenommen. «In den letzten zwölf Monaten wurden von den Staaten 47 000 Touristenvisa ausgestellt», weiss Kate Shanahan, die die Schätzungen anderer Emigrationsgruppen bezweifelt. «Unserer Ansicht nach fahren 35 000 Iren in die USA, um dort einen Arbeitsplatz zu suchen.» Die vielen Kontakte helfen den Auswanderern – in den Vereinigten Staaten rühmen sich über 40 Millionen Bürger ihrer irischen Herkunft. Zurzeit dürfen drei- bis vierhundert Iren legal einwandern; die illegalen Immigranten aus Irland fallen jedoch nicht weiter auf – sie haben die gleiche Hautfarbe und sprechen die gleiche Sprache. «Anders als die Puer-toricaner gehen die Iren den Fahndungsbehörden nur ins Netz, wenn sie besoffen durch die Gegend kutschieren und dabei erwischt werden.» Dafür fallen die Illegalen skurpelloser Sub-Unternehmern zum Opfer: Ohne Sozialversicherungsnummer, ohne alle Rechte, froh um jeden Job sind sie denen ausgeliefert, die sie als Tagelöhner beschäftigen und die Lohnauszahlung am Freitagabend in dieser oder jener Beiz versprechen. Welcher Illegale geht schon zum Rechtsanwalt, wenn er um den Lohn geprellt wird? Vielleicht zehn-, vielleicht zwölftausend Iren wandern derzeit in die USA ab, behaupten irische Regierungsbeamte hinter der vorgehaltenen Hand; ein paar Tausend suchen in den EG-Mitgliedstaaten ihr Heil, aber rund 30 000 seien allein in den letzten zwölf Monaten nach England verschwunden. Kate Shanahan: «Im Herbst gehen sie wieder: Die Unternehmungslustigen nach Griechenland, um dort zu überwintern und sich anschliessend durch Europa zu arbeiten, um vielleicht bei BMW in München zu landen; und die anderen machen sich nach London auf. Dort ist inzwischen fast jeder zweite Bettler und Vagabund ein Ire.»



Was Kate Shanahan nach dem Ende ihres Projekts unternehmen wird, weiss sie noch nicht; ihre zwei Kolleginnen werden dagegen in diesem Winter mit Sicherheit auf Arbeitssuche sein – die eine in Grossbritannien, die andere in den USA.

**London, die Stadt der Träume, der Erwartungen und des Hoffens.** Genauer: Camden. In den 50er Jahren das Hauptsiedlungsgebiet der Iren in London. Deshalb, erzählt Seamus Taylor, der irische Sozialarbeiter, sei hier das «Irish Community Centre» entstanden. Der bärtige, schwarzhaarige Dreissigjährige ist nervös – das kommt von seiner Überarbeitung. Die Zahl der Ratsuchenden habe in den letzten Monaten enorm zugenommen, berichtet er, «1983 baten noch rund 1100 Immigranten um Hilfe, 1985 waren es tausend mehr, und 1986 steigt die Zahl von Monat zu Monat.» Die meisten haben keinen Job, viele nicht einmal eine Unterkunft. «Die erste Woche wohnen sie noch in einem Bed & Breakfast, aber dann ist das Geld aufgebraucht und ein Arbeitsplatz immer noch nicht in Sicht», erzählt Seamus und berichtet anschliessend von den Integrationsproblemen – die irischen Immigranten betrachteten Irland immer noch als ihre Heimat; die meisten lebten aus dem Koffer: «Sie kehren nicht zurück, wollen sich nicht integrieren und leben daher in einer schizophrenen Position.» Sozialarbeiter Taylor, der in einem Zentrum arbeitet, das von der irischen Regierung und dem Stadtrat von Camden finanziert wird, spricht von dem «Sicherheitsventil für Irlands wirtschaftliche und soziale Probleme» – solange die Menschen das Land verlassen, würde sich Irland nie ändern. Irland, sagt er, habe viel mehr mit Portugal gemein als mit Grossbritannien. Aber: Wo sollten die Schwulen, die Lesben, die schwangeren Frauen, die Geschiedenen, die Armen, die Ausgestossenen sonst hin?

In Grossbritannien leben rund sieben Millionen Iren, die selber oder deren Eltern auf der Insel vor der britischen Westküste aufgewachsen sind; die verfallende Hafenstadt Liverpool galt früher als «Irlands heimliche Metropole». Die irische Emigration hat Tradition, ist eine feste demographische und kulturelle Konstante geworden. Irische Schriftsteller wie James Joyce, Samuel Beckett und G. B. Shaw haben sich in Zürich, Triest, Paris und London niedergelassen; Musiker wie die Gruppe «U 2», Chris de Burgh und Bob

Geldof gerieten erst ins Rampenlicht, nachdem sie über die Irische See wechselten.

Und das, obwohl der englische Rassismus gegenüber den Iren unvermindert anhält, obwohl sich die Briten schenkelklopfend die gleichen Irenwitze erzählen, wie sie unter den Westdeutschen über die Ostfriesen oder unter den Schweizern über die Österreicher kursieren. «Wenn mal einer von uns erfolgreich ist», sagt Seamus Taylor, «dann gilt er gleich als Engländer.» Als Premierministerin Margaret Thatcher den irischen Live-Aid-Initiator Bob Geldof mit den Worten auszeichnete: «Das ist ein wahrer Brite mit der wahren britischen Charakterstärke», staunten Millionen von Iren über diese Frechheit beziehungsweise über diese Ignoranz.

In London hat sich jedoch, zumindest unter den jüngeren Immigranten, das Bewusstsein der grossen irischen Gemeinde geändert. Der Befreiungskampf im Norden der Insel habe auch hier seine Auswirkungen gehabt, meint Geoffrey Bell, Verfasser mehrerer Bücher über die nordirischen Verhältnisse und Buchhändler in der irischen Enklave Archway im Norden Londons. «Die Iren hier sehen ihre Lage inzwischen sehr viel konkreter», sagt er, «weil sie die Lage in Irland besser erkennen.» Ausfluss des neuen Bewusstseins ist die «Irish in Britain Representation Group», die für Iren in England die gleichen Rechte fordert und die «grosse ethnische Minderheit der Iren» politisiert. Der PTA, das ausschliesslich gegen die Iren gerichtete Anti-Terrorgesetz der Briten, behindert zwar die politische Arbeit, weil aufgrund einzelner Verdachtsmomente Aktivistinnen und Aktivisten ohne richterlichen Befehl ein oder zwei Wochen eingesperrt und dann abgeschoben werden können. Den Politisierungsprozess kann aber auch diese Regelung nicht bremsen. Die – von ihrer Ausbildung her – mittelständischen irischen Zahnärzte, Computertechniker und Bankfachleute mit ihren gutdotierten Jobs in London treten inzwischen offensiver auf. Sie wissen die interne Freizügigkeit der EG in Anspruch zu nehmen und verhalten sich daher anders als die armen, mittellosen Immigranten, die die Londoner Stadtteile Kilburn, Archway und Camden bevölkern. Während die bessergestellten Immigranten ab und zu noch lukrative Arbeitsplätze finden, ist das Gros der irischen Auswanderer in London auf die Solidarität derer angewiesen, die die gleiche Erfahrung machen oder gemacht haben.

«Ye Olde Bell» ist eine Kneipe wie viele andere in der Kilburn High Road; ein irischer Pub wie «Biddy Mulligan» oder «The Cock», nur schmuckloser. «Ye Olde Bell» liegt für britische Verhältnisse in einem exterritorialen Gebiet, das zeigt schon der Spruch, den jemand auf den Stahlrolladen des gegenüberliegenden Geschäfts gesprüht hat: «Up the IRA». Eine Kneipe, in der Freitag- und Samstagabend alte Republikaner die IRA-Zeitung «An Phoblacht/Republican News» verkaufen und für den bewaffneten Kampf sammeln –, eine Kneipe, an deren grossem Wandgemälde ein einsamer Bauer die Strasse hochläuft, die Sense hat er geschultert; ihm folgt ein alter Mann auf einem Pferdefuhrwerk; dahinter bescheit die Sonne viele Hügel und beleuchtet einen Regenbogen, der weit entfernt das Erdreich rammt. Vor dem Gemälde sitzen alte Männer, die echtes Guinness trinken und irische Whiskeys schlürfen: Irische Gastarbeiter mitten in London, die nie sozialen Anschluss fanden; Arbeitsimmigranten, die auf dem Bau oder in Hilfsarbeiterjobs vor sich hinalochten. Leute, die nicht mehr in die Heimat zurückkönnen, sie wüssten nicht wohin – Vorfahren der heutigen Emigranten Irlands, denen Kate Shanahan in Dublin ein ähnliches Los prophezeit: «Sie kommen nicht zurück, weil ihnen das Geld fehlt, sie leben von der Sozialhilfe, und sie wollen ihr Scheitern in der Fremde nicht zugeben, also schicken sie schöne Briefe. Und wenn sie einen Kurzurlaub in Irland verbringen, sparen sie sich vorher monatelang alles vom Munde ab, um in der Heimatkneipe als glückliche Vettern auftreten zu können.»

Es ist kurz vor elf Uhr abends. Der Alte hat viele Biere und einige Whiskeys durch die Gurgel rinnen lassen. «Ich liebe Frauen», murmelt er vor sich hin, «aber ich mag nicht alle, ich habe da meine Ansprüche. Wenn ich sie jedoch finden sollte, wenn ich der Auserwählten mal begegne – dann gebe ich ihr einen dicken Kuss.» Er wischt sich die Träne aus dem rechten Auge, besinnt sich kurz und poltert dann los: «Die kriegen mich nicht, diese verfluchten Engländer; I'll fight back», sagt er und ballt seine schwierige Hand zur Faust.

John Kane, der Barkeeper in Leenane, weiss nicht, ob er nächstes Jahr seinen Job noch hat. Der vorletzte Sommer war verregnet, der letzte auch, zudem blieben viele US-Touristen fern. In Dublin war er noch nie, in London auch nicht. Aber von Kilburn hat er schon viel gehört.



Statt mit Teppichkarawanen über die Karawanken wanken (oder vergäbis nach Täbris): Bequem und schnell nach Regensdorf.

Über 4000 Spannteppich-Muster. Und an die 7000 handgeknüpfte Orientteppiche: Selbst importiert, selbstverständlich echt und sensationell preisgünstig.

**wyco** Wyco. Wyss + Co.  
8105 Regensdorf ZH  
Pumpwerkstrasse 41  
Telefon 01/840 57 88  
Mo-Fr 8-12, 13-17 Uhr  
Do bis 19 Uhr, Sa 8-16 Uhr  
Weitere Geschäfte in Zürich  
(Bucheggplatz und Rötelistr. 96),  
Ebikon LU und St. Gallen.

